

Titel: Predigt zur artionale 2011

Pfarrer: Gerson Raabe

Datum: 23.10.2011



Das Leben der Menschen und der Tod Gottes

Musik: Morton Feldmann „Variationen“, Teil I.

(Während des ersten Teiles der Predigt betrachtet- stehend, umhergehend – die Gottesdienstgemeinde die Videoinstallation „Der leere Raum“ von Dana Lürken)

(Von der Kanzel: Predigt, Teil I.) Weißer, kalter Raum. Menschen, die alleine sind und bleiben. Aneinander vorbeigehen, sich berühren und sich doch fremd bleiben. Szenen Isolierter. Einsam. Jeder ist allein. Leben ist Einsamsein.

Der Kontrast ist spürbar: Theodor Fischer, der Architekt unserer Kirche, wollte eine Kirche bauen, in der sich die Menschen wohl fühlen, in der es behaglich ist, ein bisschen wie ein sakrales Wohnzimmer.

Durch die drei Bildschirme sehen wir in einen kalten, weißen Raum. Die Blicke sind leer. Jede und jeder bleibt mit sich allein. Letztlich ist keiner anderen nahe. Unentrinnbar scheinen sie voneinander getrennt. Selbst im Fallen bleibt sie allein, wie eine Puppe, eine Schaufensterpuppe.

Der Kontrast ist hörbar. Das Klacken der Schuhe. Stoff der berührt wird, aneinander gerät. Trügt der Eindruck, dass sich die Einsamkeit sogar noch steigert, bis zu diesem lauten Fallen? Welten liegen zwischen der Orgel, unseren Liedern und dem kalten Klacken und dem Rascheln des Stoffes.

Den Kontrast kann man riechen. Dort keimfreier Hochglanz und hier der Geruch, der nun deutlich über hundert Jahre alten Kirchengemäuer. Etwas Moder, etwas feucht, etwas kalt, der Nadelfilzboden hält vieles fest und auch die Menschen, die hier sind: jeder trägt seines bei. Ein Kontrast für alle Sinne.

So kalt, wie in den sterilweißen Räumen der Filme ist es nicht in unserer Kirche. In der Kirche vielleicht nicht – aber...

Jetzt ist es wichtig, dass wir nicht mit dem Finger zeigen! Auf das etwa, was uns die drei Bildschirme suggerieren: Kalte Räume, Neonlicht, klackendes Hin- und Hergehen, ohne ein Wort zu sagen, geschäftig oder so.

Ich denke an Hochglanzprospekte, die sehr schöne, sehr junge, sehr erfolgreiche, sehr kreative Menschen zeigen. Business: Der Charme eines Großraumbüros - eine fast klinisch sterile Atmosphäre. Schon einige Jahre her, dass man so etwas gebaut hat. Heute gibt es Teppiche und Pflanzen.

Doch halt! Jetzt ist es wichtig, dass wir nicht mit dem Finger zeigen! Die drei Bildschirme, diese Dreieinigkeit sagt ja nicht nur: Schrecklich diese Einsamkeit, diese Isolation im Berufsleben, ganz schrecklich! Nicht nur: „Ist es nicht kälter geworden in den Zusammenhängen unseres Lebens, in denen wir in jener Hochglanzästhetik agieren“? Bei weitem nicht alle agieren in solcher Hochglanzästhetik! – Sind da überhaupt welche unter uns, denen solches Umfeld zu eigen genannt werden kann? Die drei Bildschirme, diese Dreieinigkeit kann auch als Spiegel gedeutet werden.

Spiegel, die unser Zusammenleben zeigen: Haben wir einander noch etwas zu sagen? Oder noch grundsätzlicher: Was sagen wir eigentlich, wenn wir miteinander reden? Oder noch schlimmer: Reden wir eigentlich überhaupt noch miteinander?

Und auch das: Berühren wir uns noch? Bei Wahrung aller gebotenen Grenzen: Jede und jeder möge für sich einmal darüber nachdenken: Wen berühre ich eigentlich noch? Wer berührt mich? Ist da noch etwas zu spüren oder ist es kalt, mechanisch geworden? – nur noch Rascheln?

Damit weg von meinen Lebenszusammenhängen - ein letzter Schritt: den Schritt zu mir selbst, den Schritt in mein Leben, dort, wo ich mit mir selbst alleine bin. Wie sieht es aus in diesem Leben, in mir? „Haucht mich nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden in mir?“ Was ist eigentlich mit den Sehnsüchten, von denen ich nach und nach begriffen habe, dass es in diesem Leben wohl nichts mehr mit ihnen werden wird? Begraben, verdrängt, aufgegeben? Was versage ich mir mittlerweile, weil es ohnehin keinen Sinn hat? Was ist mit den Kompromissen, die ich geschlossen habe, ganz einfach, weil ich Realist bin? Ist es nicht kälter geworden, so nach und nach, nicht überall gleichzeitig, erst hier – abgestorben – und dann dort auch – zumindest teilweise. Haucht mich der leere Raum an, wenn ich mir den Luxus gönne einmal mit mir alleine zu sein? Ist es kälter geworden in mir? Ist da nur noch das Klacken von denen, die Spuren hinterließen in meinem Leben? Einsam, leer, kühl oder schon ziemlich kalt, steril, weil distanziert. Wie schaut's aus?

Musik: Morton Feldmann „Variationen“ Teil II.

(*Lesung vom Ambo:*) "Ich suche Gott! Ich suche Gott!" - Da dort gerade viele von denen standen, welche nicht an Gott glaubten, so erregte er ein großes Gelächter. Ist er denn verloren gegangen? sagte der eine. Hat er sich verlaufen wie ein Kind? sagte der andere. Oder hält er sich versteckt? Fürchtet er sich vor uns? Ist er zu Schiff gegangen? ausgewandert? - so schrien und lachten sie durcheinander.

Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken. "Wohin ist Gott? rief er, ich will es euch sagen! *Wir haben ihn getötet*, - ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder! Aber wie haben wir dies gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach

allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts?

Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittag angezündet werden? Hören wir noch nichts von dem Lärm der Totengräber, welche Gott begraben? Riechen wir noch nichts von der göttlichen Verwesung? - auch Götter verwesen! Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet!

Musik: Friedrich Nietzsche „Wie eine Wahrsagung über die Zukunft“

(Von der Kanzel: Predigt, Teil II.) Um es gleich zu sagen: Ich bin nicht der Meinung, dass uns der leere Raum anhaucht, dass es kälter geworden ist unter uns, weil wir Gott – wie der tolle Mensch von Friedrich Nietzsche schreit – weil wir Gott getötet haben. Das wäre sicherlich zu einfach. Das wäre wohl zu billig. Das wäre Religionsimperialismus: Die Menschen haben Gott getötet, daher ist ihnen ihre Menschlichkeit abhanden gekommen. Ich glaube, dass die Dinge komplizierter sind. Es mag Zusammenhänge geben, aber keine so schlichten.

Mich interessiert in diesem Zusammenhang zunächst das Bild vom „Tod Gottes“. Ein provokatives Bild, keine Frage. Der Tod ist das Ende des Lebens, der Tod ist das Ende allen Seins. Aber Gott kommt kein Sein im Sinne von Existieren zu. Gott ist nicht in dem Sinne wie Seiendes existent. Gott hat gewissermaßen keinen Anfang und kein Ende. Und doch, und obwohl wir dies alles wissen, hat die Rede vom Tode Gottes etwas höchst Anstößiges. Ich will Ihnen, liebe Gemeinde, heute viel zumuten. Ich will die Beschreibung vom Leben von uns Menschen im ersten Teil meiner Predigt nicht zurücknehmen und ich will diese Beschreibung auch nicht abmildern oder in schöne Worte und Bilder auflösen. Manchmal – und wohl nicht selten – ist das Leben so, wie wir das in diesen Bildschirmen sehen: im Leben mit anderen und im eigenen Inneren selbst.

Doch damit nicht genug: Manchmal – und wohl nicht selten – ist das auch mit dem Tode Gottes so. Um in diesem Bild vom Ende eines Seins, vom Ende des Lebens, um in diesem Bild vom Tod zu bleiben: Es sind wohl manche Tode, die auch der eine oder der andere Gott gestorben ist. Und dieses Sterben ist weiß Gott niemandem leicht gefallen! Im Gegenteil: Immer, immer ging der Tod Gottes den Menschen an die tiefsten Wurzeln.

Kommen wir gleich auf das dunkelste Kapitel innerhalb unserer eigenen Religion zu sprechen: Der Tod, in dem der Sohn schrie „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Im eigenen Tod – ausgerechnet da! – brach dem Sohn zusammen, was doch im Leben und im Sterben tragen sollte. Das ist ein erschütterndes Bild. Das ist eine grausame und eine entsetzliche Geschichte. Und doch kann ich mir gut vorstellen, dass manche oder mancher von uns solche schrecklichen, erschütternden Geschichten im Kleinen, im eigenen alltäglichen Leben erlebt hat.

Das verzweifelte Aufbäumen – doch ehrlich eingestanden war da nichts. Nein! Es war nicht einmal nichts. Es war Verlassenheit da! Es war Schweigen da! Es blieb kalt, leer...

Das, liebe Gemeinde, ist keine Blasphemie. Das sind Glaubens- und Lebenserfahrungen, die an dem Anhalt finden können, was er, der Sohn, damals erlebte und erfuhr, ja, was er erlitt, was er herausschrie: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Und was tat er, der Sohn, in seiner Verlassenheit, in seiner Gottesverlassenheit? Was tat er mit seiner entsetzlichen Angst, mit seiner Angst vor Leere und Kälte, was tat er?

Ich glaube schon, dass wir sagen können: Er wagte sich trotz dieser Angst, trotz dieser Verlassenheit, trotz Leere und Kälte auf einen Gott zu, dessen Gesicht ihm wohl mehr als undeutlich war. Der ihm – wenn überhaupt – hinter einem undurchdringlichen Schleier schien. Aber, er ließ trotz allem gewissermaßen nicht ab, er behielt die Richtung und ging – was heißt da ging – strauchelte, schleppte sich, kroch auf dem Weg zu... ja, zu was?

„Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“, so ist ihm an anderer Stelle in den Mund gelegt.

Haben Sie schon einmal in Erwägung gezogen, dass das Bild vom Tod Gottes für Sie auch dafür stehen kann, dass Altes, Angestaubtes, Abgestorbenes, Vertrocknetes nicht verzweifelt beibehalten werden muss, nicht um jeden Preis behauptet werden muss – irgendwann ist dieser Preis vielleicht wirklich zu hoch! Der Tod Gottes als Befreiung der Religion zu sich selbst!

Haben Sie schon einmal in Erwägung gezogen, dass Sie, als Sie mit diesem Bild von diesem Tod Ernst gemacht haben, dass Sie sich damit auf einen Weg begeben haben – wie schwankend auch immer –, der letztlich zu ihm führte, zum Lebendigen, zum Wahren, zum Vater? Der Weg vom Totem zum Leben, von der Lüge zur Wahrheit, der Weg zu oder zum... Vermutlich gibt es für dieses Wahre letztlich keine Bilder, keine Konkretionen, jedenfalls für Erwachsene keine tragfähigen. Doch im Leeren bleibt es auch nicht. Es war Paulus, der den Athenern dies so beschrieb. Trotz allem was uns hier im Nebel bleibt, ist und bleibt da auch etwas – so Paulus – in dem wir „leben, weben und sind, wie es auch einige Dichter bei euch gesagt haben.“ Na dann!